

rem Schreiben über einige Fragen der Eschatologie Rechnung getragen.

Allerdings wird bei aller Wortkargheit und hermeneutischer Vorsicht auch weiterhin *eschatologische Denkarbeit* geleistet werden müssen. Zum einen muß sich die Theologie kritisch mit dem Auseinandersetzen, was im gesellschaftlichen Bewußtsein an mehr oder weniger seriösen Jenseitsvorstellungen anzutreffen ist, um die christliche Botschaft von den „letzten Dingen“ nicht ins Zwielficht geraten zu lassen. Einige Aufmerksamkeit dürfte in Zukunft auch die Beschäftigung mit den *eschatologischen Aussagen anderer Religionen* erfordern, die teilweise (Reinkarnationsvorstellungen) in die religiöse Landschaft des Westens hineinwirken. Anstöße dazu versuchte in Trier der Schweizer Missionswissenschaftler *Richard Friedli* mit Überlegungen zum Verhältnis von christlicher und afrikanisch-traditioneller Eschatologie zu geben: Die abendländischen und afrikanischen Ver-

ständnisse von Tod und Leben seien innerhalb des jeweiligen Wertsystems kohärente Strukturgestalten.

Schließlich melden sich in der Eschatologie – darauf haben die Überlegungen von Otto-Hermann Pesch in aller Deutlichkeit aufmerksam gemacht – Fragen zu Wort, die den Theologen nicht nur in bezug auf diesen einen Traktat schwer zu schaffen machen: Wie verhalten sich Gottes weltüberlegene Transzendenz und seine Immanenz? Wie läßt sich überhaupt noch vom Wirken und Eingreifen Gottes in der Welt reden? Welchen Wirklichkeitsbezug haben die Aussagen des Glaubens angesichts der Ergebnisse und Forschungsmethoden der Natur- und Humanwissenschaften? Es nimmt auf diesem Hintergrund nicht wunder, daß unter den in Trier besprochenen Vorschlägen für das Thema der nächsten Tagung der Dogmatiker und Fundamentaltheologen die Frage nach dem Handeln Gottes in Schöpfung und Vorsehung die meisten Stimmen bekommen hat.

Ulrich Rub

Veränderungen im Arbeitsethos?

Das Arbeitsverhalten und seine widersprüchliche demoskopische Interpretation

*Im Spätherbst 1984 sind in der Bundesrepublik fast zur gleichen Zeit zwei Publikationen erschienen, die sich auf recht unterschiedliche Weise, aber nach Absicht und Inhalt hauptsächlich oder ausschließlich mit der Frage beschäftigen, inwieweit und in welcher Richtung sich speziell in Deutschland das Arbeitsethos verändert: Elisabeth Noelle-Neumann/Burkhard Strümpel, *Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse* (Piper, München 1984. 296 S. 29,80 DM) und Gerhard Schmidtchen, *Neue Technik, Neue Arbeitsmoral. Eine sozialpsychologische Untersuchung über die Motivation in der Metallindustrie* (Deutscher Instituts-Verlag, Köln 1984. 382 S. 28,- DM.) Obwohl die in den beiden Büchern ausgewerteten Ergebnisse sich auf verschiedene „Populationen“ bzw. Befragungsgruppen beziehen, empfiehlt es sich, sie nebeneinander zu lesen, nicht nur der weitgehend identischen Thematik wegen, sondern weil die Standpunkte der Autoren im Falle von Noelle/Strümpel direkt, im Falle von Schmidtchen wenigstens indirekt, kontrovers aufeinander bezogen sind. Die unterschiedlichen Standorte, Interessenschwerpunkte, Beurteilungskriterien und Vorverständnisse der Autoren schälen sich so deutlich heraus.*

Um was geht es bei den beiden Publikationen? Kurz gesagt, um drei grundverschiedene Positionen zur Frage des Ethos-Wandels im Arbeitsleben, die sich ganz überwiegend aus demselben Befund ableiten. Noelle-Neumann und Strümpel werten unter dem Gesichtspunkt „arbeitsethischer Einstellungswandel“ die Ergebnisse einer 1981/82 bei der Gesamtbevölkerung über 16 in sechs Ländern (Bundesrepublik Deutschland, Großbritannien, Schweden, USA, Japan, Israel) durchgeführten Umfrage

„Jobs in den 80ern“ (per öffentlichen Briefwechsel in Buchform) kontrovers aus und kommen dabei zu ganz unterschiedlichen bis zum Schluß unversöhnt bleibenden Deutungen. Sie beziehen sich dabei insgesamt auf dasselbe Material: im wesentlichen auf den *bundesrepublikanischen Teil* der internationalen Umfrage. (Ergebnisse aus anderen Ländern werden fast ausschließlich zur Hervorhebung der Situation in der Bundesrepublik herangezogen.) Der Briefwechsel Noelle/Strümpel ist spannend, gerade weil er vom gleichen Befund ausgeht, diesen aber völlig unterschiedlich interpretiert.

Schmidtchens Buch resümiert eine im Auftrag der IG Metall von Infratest unter *Metallarbeitern durchgeführten Erhebung*. Er stellt größtenteils nicht nur andere Fragen, sondern seine Daten beziehen sich auf eine andere, begrenztere „Grundgesamtheit“, die allerdings einen großen und wichtigen Kernbereich erwerbstätiger Bevölkerung abdeckt. Schmidtchen bestreitet am entschiedensten den Verfall der Arbeitsmoral, den Noelle-Neumann am intensivsten beklagt. Seine Grundthese: die Arbeitsmoral sinke nicht, sondern strukturiere sich um, wahrscheinlich sogar mit dem Ergebnis einer höheren Leistungsfähigkeit. Leider hantiert er dabei nur mit dem eigenen Material, ohne Befunde anderer einzubeziehen.

Wird Fleiß überflüssig?

Dies behindert aber nicht ein klares, mit sehr einfachen Mitteln erstelltes Profil seiner Grundposition. Nach Schmidtchen läßt sich weder ein Niedergang der Arbeitsmoral noch eine Distanzierung der berufstätigen Bevölke-

rung von Arbeit, Beruf und Leistungsbereitschaft feststellen. Was sich abzeichnet, ist ein *Strukturwandel der Arbeitsmoral*. Er besteht darin, daß neben und gegenüber den „klassischen“ Arbeitstugenden (Fleiß, Pünktlichkeit, Präzision) kommunikative Verhaltensweisen (Teamarbeit, gegenseitige Information, Einbringen der eigenen Meinung) an Gewicht gewinnen, bei den *Jungen* (der bis 40jährigen und den *gehobenen Schichten* stärker als bei den Älteren und den Hilfskräften): „Es sind die Jüngeren und es sind im Betrieb die gehobeneren Schichten, die den Übergang von einer rein puritanisch verstandenen Arbeitsauffassung zu einer kommunikativen Arbeitsmoral tragen“ (S. 63).

Das „rein“ ist eine wesentliche Einschränkung: der *herrschende Typ von Arbeitsmoral* ist nicht mehr der klassische („puritanische“), aber auch noch nicht der kommunikative, sondern bei unterschiedlicher Gewichtung zwischen Jüngeren und Älteren, Gehobeneren und unteren Arbeiterschichten ein *Mischtypus aus puritanischen und kommunikativen Verhaltensweisen*. Wo dieser Mischtypus am deutlichsten ausgeprägt ist, gibt es auch die höchste Arbeitszufriedenheit: „Die Mitarbeiter, die kommunikative Tugenden mit klassischer Arbeitsdisziplin verbinden, fühlen sich in ihrem Beruf am wohlsten“ (S. 64).

Für Schmidtchen steht aber außer Diskussion, daß die kommunikativen Verhaltensweisen gegenüber den klassischen Arbeitstugenden an Boden gewinnen, daß die kommunikative Arbeitsethik die *Arbeitsmoral der Zukunft* sein wird und daß dies zugleich die Ethik ist, die wir in der elektronischen Phase der industriellen Entwicklung *brauchen*. Zum elektronischen Arbeitsplatz passe nicht mehr eine „Stückzahlmoral“, sondern teambezogene Arbeitseinstellung, auf Interaktion und Kommunikation komme es an: „Fleißig sind die Maschinen.“

Dieser Wandel der Arbeitsmoral darf nicht isoliert gesehen werden. Er ist nach Schmidtchen *Moment eines umfassenden Kulturwandels* und wird durch eine parallele Entwicklung des Lebensstils „abgedeckt“. Durch die technischen Veränderungen veranlaßt und forciert werden *kommunikative Verhaltensweisen in Arbeit und Freizeit*. Die kommunikativen Momente des Arbeits- und Lebensstils seien synchron mit der Ausdehnung des tertiären Sektors hervorgetreten, ihre Bedeutung könne nur noch steigen. Beweis dafür: daß sich die aufgezeigte Entwicklung gerade im Bereich Metall nachweisen lasse, der ja überwiegend noch dem sekundären Sektor zuzurechnen sei.

Abwandern in den informellen Sektor?

Ganz anders die Sicht von Strümpel, die wiederum diametral der von Noelle-Neumann entgegengesetzt ist. Für Strümpel sind negative Veränderungen in der Arbeitsbereitschaft und Arbeitszufriedenheit unbestreitbar. Für ihn ist die „Zerrüttung im Verhältnis vieler Menschen zur Arbeit“ ein Faktum. Die Ursachen dieser Zerrüttung sieht er im Unterschied zu Noelle-Neumann nicht bei den Men-

schen, die sich von der Arbeit abwenden, sondern „zunächst bei der Arbeit, die es an Menschlichkeit und Sinnbezug fehlen läßt“ (S. 7) und bei der Wirtschaft bzw. der Arbeitsorganisation, der es an innovatorischer Phantasie fehlt.

Er konstatiert mit Noelle ein *Schwinden an Arbeitsfreude*. Die Arbeitszufriedenheit hat insbesondere seit den späten siebziger Jahren abgenommen. 1967 erklärten noch 65 Prozent, mit ihrer Arbeit voll und ganz zufrieden zu sein, nur 34 Prozent sagten damals, sie seien nur teilweise oder überhaupt nicht zufrieden, 1974 war das Verhältnis noch 54 zu 45, während es sich 1981 mit 49 zu 50 bereits umzukehren beginnt.

Auch in dem von der Arbeit mitbestimmten *Lebensgefühl* vollziehen sich zur gleichen Zeit Veränderungen nach unten. 1972 antworteten auf die Frage, welche Stunden ihnen am liebsten seien, die Stunden während der Arbeit oder die der Freizeit, noch 61 Prozent „Mag beide gern“, 1982 sagten das nur noch 50 Prozent. Parallel dazu hat der *Wunsch nach kürzerer Arbeitszeit* zugenommen. 1968 wünschten noch 40 Prozent der befragten Berufstätigen eine längere Arbeitszeit (bei entsprechender Entlohnung), 1976 sind es nur noch 26 Prozent.

Auch die allgemeinen „atmosphärischen“ Veränderungen weisen in die gleiche Richtung: Der Anteil derjenigen, die das „Leben als Aufgabe“ empfinden, ist zwischen 1964 und 1982 von 59 auf 43 zurückgegangen, diejenigen, die „das Leben genießen“ und sich „nicht mehr als nötig abmühen“ möchten, sind in der gleichen Zeit von 29 auf 36 Prozent – allerdings mit scharfen gegenläufigen Einbrüchen Ende der siebziger Jahre – angewachsen. Auch Strümpel ortet die jüngere Generation als Trendmacher, spricht von „Generationenlücke“: Sowohl die Verbundenheit zur eigenen Firma wie zur Arbeit selbst ist unter den jüngeren Jahrgängen wesentlich geringer als bei den älteren. Bei einer beträchtlichen Minderheit (28 Prozent) unter den bis 34jährigen breite sich „Kurzarbeitermentalität“ aus.

Dieser Wandel ist nicht auf den Eindruck verschlechterter Arbeitsbedingungen zurückzuführen. Die *Arbeitsbedingungen* haben sich nicht nur *objektiv* verbessert, sondern sind auch nach dem subjektiven Eindruck einer deutlichen Mehrheit (57 bis 60 Prozent) günstiger geworden. Zugleich empfinden sie mehr Leute als verantwortungsvoller und interessanter. Allerdings deutet Strümpel die Daten so, daß es für den „Vollzeitarbeiter“ schwierig werde, mit der Arbeit den „moralisch hochrangigen Wert der Lebenserhaltung in Einklang zu bringen“. Die Sorge, hohe Arbeitsleistung und *Gesundheitserhaltung* verträgen sich schlecht, nimmt zu. Und nicht nur das: „Viele Menschen sehen die Betriebe und Büros, die Unternehmen und Dienststellen, für die sie arbeiten, verstrickt in ein Geflecht von Zielen und Sachzwängen, die sie nicht billigen oder die ihnen nichts bedeuten“ (S. 18). Daraus ergibt sich der Trend zu „ökonomischer Abrüstung“. Distanzierung von der Arbeit geht einher mit Distanzierung vom Wirtschaftsleben, so wie es ist.

Bei der Einstellung: „Ich möchte immer mein Bestes geben“ bleibt Deutschland weit hinter Schweden und den USA zurück

Frage: „Hier unterhalten sich vier Leute über die Arbeit und warum man arbeitet. Welcher der vier sagt am ehesten das, was auch Sie denken?“ (Vorlage eines Bildblattes)

	Berufstätige		
	Bundesrepublik Deutschland %	Schweden %	USA %
„Ich möchte immer mein Bestes geben, so gut ich kann, unabhängig davon, wieviel ich verdiene.“	25	45	50
„Ich finde meine Arbeit interessant, aber ich lasse es nicht so weit kommen, daß sie mein übriges Leben stört.“	44	39	20
„Ich sehe die Arbeit wie ein Geschäft. – Je besser ich bezahlt werde, desto mehr tue ich; je schlechter ich bezahlt werde, desto weniger tue ich.“	11	5	9
„Arbeiten, um zu leben, ist eine unangenehme Lebensnotwendigkeit. Wenn ich nicht müßte, würde ich gar nicht arbeiten.“	15	7	17
Unentschieden	5	4	4
	100	100	100

Quelle: Auswertung der internationalen Umfrage „Jobs in the 80s“ 1982.

Der Ökonom Strümpel ist der „Alternativler“ unter den dreien. Konsequenterweise ist diese Distanzierung für ihn keine negative Entwicklung. Er sieht in der Tatsache, daß die Zahl derjenigen, die bereit sind, sich im Beruf voll und ganz einzusetzen, gegenüber denen, die zwar tun, was verlangt wird, aber keine Sonderanstrengungen sich zumuten lassen wollen, zurückgeht, einen gesunden *Übergang von einem „Opfer-“ zu einem neuen „Gleichgewichtsethos“*. Zugleich hält er dieses Ethos in einer Gesellschaft, der es auf den institutionalisierten Märkten an (vermittelbarer) Arbeit fehlt, genau für das *adäquate Ethos*. Um es zu schützen, plädiert er für eine Aufspaltung der Wirtschaft in einen „formellen“ und einen „informellen“ Sektor. Hochleistung mit entsprechender Entlohnung im vom formellen Markt bestimmten Sektor, nicht über den Markt beziehbare, aber für die Gesellschaft wichtige Arbeit (z. B. private Altenpflege) im informellen Sektor mit entsprechend geringerer Entlohnung.

Vermiesen die Medien das Meinungsbild?

Ganz anders wiederum die Position von Noelle-Neumann. Für sie ist die *Tendenz zur Distanzierung von der Arbeit* bei abnehmender Arbeitsfreude so selbstverständlich eine „Tatsache“ wie für Strümpel. Der Befund ist für sie um so eindeutiger, als sich nach den von Allensbach erfragten Daten die Arbeitsfreude *in allen Schichten*, Berufsgruppen und Altersstufen zum Negativen verändert hat.

Der Trend ist der gleiche, ob er nach Altersstufen, nach Betriebsgrößen oder nach Arbeitern, Angestellten und Selbständigen aufgeschlüsselt wird – und selbst, so wundert sich Noelle-Neumann „bei den nicht berufstätigen Hausfrauen, die in immer zunehmender Zahl über die Monotonie der Hausarbeit klagen“.

Bei den Männern ist der Anteil derer, die sich bei der Arbeit am wohlsten fühlen, zwischen 1962 und 1976 von 65 auf 46 Prozent zurückgegangen, bei den Arbeitern von 54 auf 40, bei den Angestellten von 67 auf 54, bei den Beamten von 76 auf 58, bei den Frauen – sehr viel weniger – von 61 auf 56; bei den 16–29jährigen von 56 auf 42 (übrigens weniger als bei den 45–64jährigen (von 72 auf 57)). Und – man staune – am stärksten ist der Trend hin zu einer eher unfreundlichen Einschätzung der Arbeit bei den Selbständigen (Rückgang von 86 auf 54) ausgeprägt, viel deutlicher als bei den Beamten und bei den Jungarbeitern.

Die Verflechtung von Arbeitsmoral und Arbeitsfreude

Frage: „Was gefällt Ihnen besser: das, was Sie beruflich tun, oder das, was Sie privat neben Ihrem Beruf tun?“

	Arbeitnehmer mit folgender Einstellung zu ihrer Arbeit:			
	Ich möchte immer mein Bestes geben %	Finde Arbeit interessant, aber lasse nicht mein übriges Leben stören %	Sehe die Arbeit wie ein Geschäft %	Arbeiten ist unangenehme Lebensnotwendigkeit %
Berufsarbeit besser	18	10	7	1
Private Tätigkeit besser	22	29	62	81
Tue beides gleich gern	55	55	24	12
Unentschieden	5	6	7	6
	100	100	100	100

Quelle: Auswertung der internationalen Umfrage „Jobs in the 80s“ 1982. Ergebnisse für die Bundesrepublik Deutschland.

Dies alles vollzieht sich trotz eindeutig *positiver Auskunft über die Bonität der Arbeitsverhältnisse*. Diesbezüglich nehmen die positiven Quotierungen fast einheitlich, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß zu: man fühlt sich im Betrieb wohler, findet die Arbeit eigenständiger und interessanter, kommt mit den Chefs besser zurecht. Die negativen Einschätzungen gehen ebenfalls fast einheitlich zurück: *weniger Leute* – gerade auch bei den ungelerten und angelernten Arbeitern – *beklagen sich über zu geringe Aufstiegschancen*, zunehmend weniger finden ihre Arbeit physisch strapaziös, der Eindruck von Streß scheint insgesamt zurückzugehen, die meisten finden ihre Arbeit abwechslungsreicher als früher. Die einzige Ausnahme sind diesbezüglich ausgerechnet die leitenden Angestellten, Beamten und – *Selbständigen*. Während Strümpel diesen Trend als Entwicklung hin zu einer pluraleren Einstellung vor allem zur Erwerbsarbeit begrüßt, weil er sehr gut in sein Konzept von „Dualökonomie“ (formeller, informel-

ler Sektor) zu passen scheint, ist der gleiche Trend für Noelle-Neumann „erschreckend“, „dramatisch“, „besorgniserregend“, speziell in bezug auf Deutschland „unheimlich“: wegen des Auseinanderfallens von Arbeits- und Lebensfreude, wegen der Auswirkungen sinkender Einsatzbereitschaft am Arbeitsplatz auf die Lebenseinstellung insgesamt.

Frau Noelle gibt sich alle Mühe, zu zeigen, wie eng dieser Zusammenhang ist, wie wichtig von daher ein positives Verhältnis zur Arbeit für eine positive Lebenseinstellung und für dauerhafte Zufriedenheit, nicht nur zeitweise, sondern *während eines ganzen Lebens* ist, wie negativ sich gerade in der langfristigen Lebensplanung und speziell in der Altersphase der Trend „nachlassender Zielspannung“ auswirkt. Sie kann deshalb dem Übergang von einem „Opferethos“ zu einem von Strümpel kreierten „Gleichgewichtsethos“ rein gar nichts abgewinnen, sondern sieht darin „eine folgenschwere Verkenning der menschlichen Natur“ (S. 27).

Für Noelle ist klar: „Wenn das Verhältnis zur Arbeit verdirbt, dann verringert sich damit die Lebensfreude.“ Sie nennt dafür zahlreiche Indikatoren, darunter zwei kaum abweisbare: die im Arbeitsleben Unzufriedenen weisen einen insgesamt *schlechteren Gesundheitszustand* auf (bzw. sind öfter krank als die Zufriedenen und Einsatzbereiten); und sie neigen eher dazu, die Zeit zu lang zu finden, sich zu langweilen. „Selbstvergessen“ in einer Arbeit aufgehen können ist für sie ein ganz wichtiges Moment für die *Persönlichkeitsbalance* und in keiner Weise ein Hindernis zum rechten regenerativen Gebrauch von Freizeit. Strümpel sieht die „dialektische Spannung zwischen Belohnungsaufschub auf Unterordnung und Gehorsam auf der einen Seite und Spontaneität, Improvisation, kritischen Zweifel, mündiger Teilhabe auf der anderen“ (S. 10) sich zu einem neuen, mehr Spontaneität und Eigenständigkeit realisierenden Gleichgewicht entwickeln. Noelle vermutet, nein, ist sich sicher, daß damit das *Lebensgleichgewicht im Persönlichen* leidet und daß die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stabilität, daß das soziale Klima beeinträchtigt wird (die Bereitschaft, für den anderen etwas zu tun, nehme ab). Und vor allem führt Deutschlands „ökonomische Abrüstung“ mangels hinreichenden produktiven Einsatzes zu einer Positionsverschlechterung der Bundesrepublik auf den internationalen Märkten. Sie verliert an Konkurrenzfähigkeit.

Bei der *Erörterung der Ursachen* kommt Noelle sehr bald auf ihr Lieblingsthema: auf den *in den Medien und in den Schulen verbreiteten öffentlichen Pessimismus*. Diesem schreibt sie einen wesentlichen Teil der Gründe zu, warum es zwischen Mensch und Arbeit gerade in der Bundesrepublik trotz nicht nur objektiv verbesserter, sondern subjektiv wahrgenommener besserer Arbeitsbedingungen „nicht stimmt“: Vor allem durch *Schule und Medien* werde das schiefe Bild von der „Monotonie und Entfremdung der modernen Arbeitswelt“ verbreitet. Ein Beweis dafür, daß bei der Einstellung zur Arbeit Medien und Schulbücher in einer bestimmten Richtung Wirkung zeigen, ist für

sie u. a. die demoskopisch erhärtete *Kluft zwischen der Einschätzung der eigenen und der allgemeinen Lage*. Die sehr viel negativer gesehene allgemeine Lage als die persönliche ist für Noelle-Neumann eine „Verfinsterung durch die Brille der Massenmedien“, ebenso das Abrücken von grundlegenden Wirtschaftszielen (Wachstum, Gewinn). Beides wirkt negativ auf die *Arbeitsmotivation*.

Werden Daten überinterpretiert?

Es ist nicht leicht, sich aus dem Aufwand an Daten und Argumentation einen Reim zu machen. Das Thema ist wichtig. Es wäre erstaunlich, bliebe die wachsende Freizeit, die „Stärkung“ der privaten Existenz in verschiedenen Varianten der Selbstverwirklichung, ohne Einfluß auf das Arbeitsleben und wenigstens indirekt auf den wirtschaftlichen Leistungswillen einer Bevölkerung. Manches Argument leuchtet ohne weiteres ein. Bei Noelle-Neumann, die gegen Strümpels Projekt einer „Dualökonomie“ von dem Ökonomen *Holger Bonus* (in einem mitveröffentlichten „Zwischenbrief“) unterstützt wird, z. B. das, was sie über das „*Passivitätssyndrom*“ sagt. Es ist leicht einzusehen, daß eine mehr zur Konsumentenhaltung als zu „selbstvergessenem“ Einsatz einladende Gesamtkultur weder den Arbeitswillen noch die Arbeitszufriedenheit unbedingt steigert. Es ist wichtig, die davon für die *Produktivität der Wirtschaft* wie für die *Persönlichkeitsbalance* ausgehenden Gefahren zu sehen. Erhöhte Freizeitaktivität – ein beliebtes Gegenargument – ist ebensowenig ein Zeichen für Lebenszufriedenheit wie das Schwelgen in Geselligkeit (werden die Menschen tatsächlich geselliger oder sind die demoskopischen Daten in erster Linie ein Ausdruck dafür, daß man drohender Isolierung und Langeweile entgehen will?) Indiz für eine den Nächsten zugewandte Existenz ist.

Aber bei allen drei Autoren wird man den Eindruck nicht los, Daten und Argumentation dienen mehr der Festigung des eigenen wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und auch politischen Weltbildes als der Klärung der empirischen Sachverhalte. Die *Tendenz zur Überinterpretation von Daten* springt in die Augen. Ein eklatantes Beispiel dafür bietet Schmidtchen: Seine Grundthese, daß kommunikative Verhaltensweisen im heutigen Arbeitsleben nicht nur wichtiger werden, sondern mindestens als Einstellung, wenn auch noch nicht unbedingt als Verhalten gegenüber primär „disziplinären“ Tugenden bevorzugt werden, ist gewiß nicht generell falsch. Aber die von ihm angebotenen „*Tugendskalen*“ wirken wenig überzeugend. Der an sich sehr plausible Übergang von der puritanischen zu einem kommunikativen Arbeitsethos im Stadium der Anwendung immer „intelligenterer“ Technik läßt sich daraus nur sehr begrenzt ablesen. Die insgesamt die höchstquotierten Tugenden sind: Teamarbeit (für 54 Prozent der befragten Metallarbeiter sehr wichtig), Pflichterfüllung (53 Prozent), Präzision (51 Prozent), deutliche Äußerung der eigenen Meinung – als Kommunikationstugend gewiß ambivalent – (49 Prozent). Ein *Übergewicht an kommunikativen Tugenden* bringt Schmidtchen nur da-

durch zustande, daß er die so eindeutig als „klassisch“ und „puritanisch“ empfundene „Pflichterfüllung“ ebenso wie das „Hinzulernen“ für nicht skalierbar erklärt. Andererseits ist die Entwicklung in der Einstellung zur Arbeit so harmlos nicht, daß sie einfach als neutraler Verhaltenswandel gelten kann, der das richtige Verhalten unter den Arbeitstugenden

Kommunikative	sehr wichtig
Teamarbeit	54%
Eigene Meinung	49%
Offenheit	47%
Verträglichkeit	33%
Zuhören	32%
Humor	24%
Für andere da sein	24%
Puritanische	sehr wichtig
Präzision	54%
Pünktlichkeit	44%
Umsichtig arbeiten	41%
Fleißig sein	36%
Ausgeruht an die Arbeit	33%
Tun, was gefordert wird	23%
Andere, nicht skalierbar	
Pflichterfüllung	53%
Hinzulernen	48%

richtigen Umständen zur richtigen Zeit produziert. Selbst dann nicht, wenn man wie Schmidtchen und aus seiner Perspektive Arbeitsethos unter Vernachlässigung personaler Komponenten vorwiegend als Ergebnis der Arbeitsorganisation betrachtet.

Typen der Arbeitsmoral und Einstellung zum Beruf				
Frage: „Wie zufrieden sind Sie überhaupt mit Ihrer Berufswahl?“				
	Mitarbeiter, die folgendem Typ der Arbeitsmoral angehören:			
Kommunikativ	+	+	-	-
Puritanisch	+	-	+	-
	%	%	%	%
Sehr zufrieden	23	21	13	12
Zufrieden	58	55	61	53
Es geht	13	14	20	24
Nicht besonders	5	8	4	8
Gar nicht zufrieden	1	2	2	3
	100	100	100	100

Ähnlich wie Schmidtchens Kommunikationsargument greift Noelle-Neumanns *Medienkritik*, jedenfalls in der Frage des Einflusses der Medien auf das Arbeitsverhalten, zu kurz. Medien mögen falsche Leitbilder produzieren, verbreiten und am Leben erhalten, die Arbeitswelt für monotoner erklären, als sie von der arbeitenden Bevölkerung selbst empfunden wird, und damit das Niveau der Arbeitszufriedenheit (oder die öffentliche Meinung darüber) ab-

senken helfen, aber der Versuch, durch einen *Vergleich Mediensprache gegen Alltagssprache* (S. 37) unterschiedliche Mehrheiten zu schaffen, gelingt nur mäßig. Die Aussage „Der einzelne hat heute weniger Freude an der Arbeit als die Menschen früher“ ist nicht die alltags-sprachliche Übersetzung der „mediensprachlichen“ Aussage „Die moderne Arbeitswelt ist immer monotoner geworden, und der einzelne ist gegenüber seiner Arbeit immer mehr entfremdet“, sondern hat einen anderen Inhalt. Es versteht sich von selbst, daß ersterer (mit 38 Prozent) weniger zustimmen als letzterer (47 Prozent).

Auch Strümpels „neue“ Gleichgewichtsethik (nicht der Typ von Werktätigen ist bestimmend, der „sein Bestes“ gibt [nur 25 Prozent in der BRD, gegenüber 50 Prozent in den USA], sondern der Arbeit zwar interessant findet, aber sich dadurch nicht sein übriges Leben stören läßt [50 Prozent in der Bundesrepublik, gegenüber nur 20 Prozent in den USA]) ist nicht einfach aus der Luft gegriffen. Überdies wäre eine Arbeitswelt, in der alle „ihr Bestes“ geben, vermutlich eine Katastrophe. Die Wirtschaft braucht auch den Beschäftigten, der tut, was von ihm verlangt wird, der aber nicht auch noch in der Freizeit betrieblich denkt. Ehrgeiz ist nun einmal nur in pluraler, also in sehr unterschiedlicher Dosierung gesellschaftlich zu bewältigen. Aber Gleichgewicht entsteht nur, wenn sich Engagement und Distanz in der richtigen Weise ergänzen und wenn bedacht wird, daß Arbeitsunlust tatsächlich auch das persönliche Gleichgewicht stört. Mit der Arbeitszufriedenheit wäre es dann sicher auch nichts. Und natürlich läßt sich geringere Bereitschaft zu Streß (besonders dort, wo „stressen gehen“ und „arbeiten gehen“ gleichgesetzt werden) nicht einfach als informelle, selbstbestimmte Arbeit von der formellen Wirtschaft abkoppeln, ohne daß die eine zur Kostgängerin der anderen wird. Zudem: *Zweiklassengesellschaft auf freiwilliger Basis* – dies wäre tatsächlich eine Verkennung der menschlichen Natur. Selbst Alternative wollen (auch materiell) gut leben, brauchen Erfolg und, damit daraus insgesamt etwas Rechtes wird, die „Staatsknete“. Statt die psychologischen und ökonomischen Probleme der Arbeitswelt durch Aussteigertum in eine als „Schattenwirtschaft“ beschriebene Billigwirtschaft von Selbstbestimmten zu lösen, ist der von Noelle-Neumann geforderte Ausbau arbeitsplatzbezogener Mitbestimmung (der aber, wie die Besprechung des Noelle/Strümpel-Briefwechsels im „Spiegel“, 13. 1. 85 zeigt, Funktionären nicht gefällt) bei gleichzeitiger *Erhöhung von Teilzeitarbeitsplätzen* psychologisch und ökonomisch der plausiblere Weg.

Lebensläufe unterschätzt

An der Noelle-Position stört freilich das *national-konservative Pathos* – fehlender Stolz auf die eigene Nation wird mit fehlendem Stolz auf die eigene Arbeit zu einer speziell deutschen Spielart mangelnden „Selbstbewußtseins“ und verminderter „Lebensfähigkeit“ verkoppelt (S. 273). Die geringere Arbeitsfreude im Verhältnis zur USA, zu Japan

und selbst zu Schweden ist ihr ganz und gar suspekt. Sie bangt um die deutsche Nation. Mag sein, daß sich in größeren Teilen der erwerbstätigen Bevölkerung „Rentnermentalität“ ausbreitet. Aber ein Volksuntergang muß es nicht sein, wenn ausgeprägter als anderswo – sprachhermeneutische Probleme bei internationalen Umfragen einmal beiseite gelassen – Arbeit im Gesamt der Lebensführung an Aufmerksamkeit verliert – weniger wichtig nehmen ist ja auch nicht gleich Ablehnung – und Symptome der Unzufriedenheit mit der Verkürzung der Arbeitszeit eher größer werden, weil damit zugleich die Erwartungen an ein freieres Leben steigen und jeder Zwang – und Arbeit ist Zwang – doppelt schmerzt.

Daß überdies grundlegende *biographische Entwicklungen* in den demoskopisch erhobenen Trends außer Betracht bleiben, mahnt zu Recht *Dieter Mertens* von der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg in einem von ihm wie von Bonus zwischengeschalteten „Begleitbrief“ an. Ein Arbeitsleben hat viele Wegbiegungen, Erfolge und Enttäuschungen. Es kann gut sein, daß so mancher, der einmal sein „Bestes“ zu geben bereit war, aus Enttäuschung über die Folgen seiner „Opferbereitschaft“ sich in einer späteren Altersphase anders verhält und daß das, was die Älteren als Jüngere – speziell als Aufbaugeneration – getan haben, den Jüngeren als wenig nachahmenswert erscheint.

David Seeber

Wer weiß schon, was geschieht?

Zu Federico Fellinis Film „E la nave va“

Er hört auf, wie er anfängt, der neueste Film des italienischen Regisseurs Federico Fellini, „E la nave va“, mit etwas verkitschtem deutschem Titel „Schiff der Träume“ (Zitate nach: Federico Fellini, *E la nave va*, Zürich 1984): in graubraunem Sepia-Farbton, wie er charakteristisch ist für Filme aus der Frühzeit der bewegten Bilder – ein Hauch von Dokumentation über einer Handlung, die *nichts als Spiel* ist, und dies auch weiß und dies auch dem Zuschauer mitteilt. Zu Beginn drängen sich Kinder vor die Kamera, winken und zerstören auf diese Weise von Anfang an die Illusion einer Kamera, die ihr Vorhandensein so weit wie eben möglich verleugnet. Gegen Ende des Films erscheinen Scheinwerferaufbauten und eine Mammut-Hydraulik, die das besagte Schiff in seine schiffsgemäßen Schwimm- und Schlingerbewegungen versetzt, Mitarbeiter des Filmstudios Cinecittà, die für Rauch und Beleuchtung sorgen, Kameras, Requisiten, Versatzstücke der Kulisse, die Welt aus Plastik, Papier und Licht, die zum Meer wird. Daß die Spielhandlung nicht auf einem richtigen Schiff stattfindet, nicht auf einem richtigen Meer und nicht unter einem richtigen Sternenhimmel, das ist dem Filmbetrachter bereits aufgegangen, und dennoch wird der Vorhang filmischer Illusion noch ausdrücklich weggezogen, so als wollte Fellini sagen: Ja, der Film stellt eine *erzählte* Wirklichkeit dar – aber ist die Wirklichkeit deswegen weniger wirklich oder gar weniger bedeutsam?

„Seereise“ oder „Lebensreise“

„E la nave va“ ist ein Film, der sich bewußt auf der Schnittstelle von Illusion und Wirklichkeit bzw. von zwei verschiedenen Formen von Wirklichkeit bewegt, ein Film über den Film bzw. das filmische Erzählen. Er ist ein Plädoyer für das Lebensrecht des Visionären, der Phantasie, des Unbewußten, der Träume. „Am Ende war alles nur Einbildung, die imaginative Kraft des Kinos“ (*Hans-Die-*

ter Seidel, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. 10. 84), Darstellung von Wirklichkeit auf einer anderen Ebene als der gewohnt-alltäglichen, kurz: Gleichnis. Wobei dies alles noch keineswegs die Wahl des deutschen Titels rechtfertigen kann: In „Schiff der Träume“ lebt wenig vom symbolisch-poetischen Gehalt eines „E la nave va“ (Und das Schiff fährt ...), jedoch viel von der verkümmerten Sehnsucht von Traumschiff-Prospekten. In Form einer *historisierenden Allegorie* bringt Fellini ein Lebensgefühl zum Ausdruck, das weniger als traumhaft als vielmehr als traumatisch zu bezeichnen wäre: Es bedarf nur eines unscheinbaren Anlasses, und schon geht dieser unser Planet seinem Untergang entgegen. Nur ahnen wir bislang kaum etwas von dem, was uns erwartet, ergehen uns unterdessen in allerlei selbstverliebten Eitelkeiten, ergötzen uns an vermeintlichen Höchstleistungen menschlicher Kultur und helfen uns auf diese Weise hinweg über die bis zum Tag X verstreichende Zeit.

Der journalistische Chronist dieser Schiffsreise, Orlando („Man sagt zu mir: erzähle, was geschieht. Aber wer weiß schon, was geschieht?“), weiß nicht recht, ob er die Fahrt als „Seereise“ oder „Lebensreise“ bezeichnen soll und umreißt so den allegorischen Charakter dieser Filmgeschichte: Die Zeit der Handlung läßt sich genau bestimmen (1914, zu Beginn des Ersten Weltkrieges), ebenso ihr Ort (das Schiff startet in Neapel zu einer Reise ins Mittelmeer), und dennoch sind Zeit und Ort der Handlung völlig unwichtig: Die Reise findet heute statt. Die Handlung selbst besteht aus einer Aneinanderreihung von Skurrilitäten, Verstiegenheiten, entlarvenden Dummheiten und amüsanten Episoden aus dem Menschlich-allzu-Menschlichen, bei deren Beobachtung Fellini Spott und Ironie über die (Schiffs-)Gesellschaft ausgießt. Wichtig ist letztlich nur eines: Daß dies alles auf sein jähes Ende zuläuft, daß diese blasierte Welt voller Neid und Banalität zum Einsturz gebracht wird.